GENDER OPEN REPOSITORIUM

Kultur statt Frauen? : Zum Verhältnis von Gender Studies und Kulturwissenschaften

Kimmich, Dorothee

2003

https://doi.org/10.25595/1790

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kimmich, Dorothee: *Kultur statt Frauen? : Zum Verhältnis von Gender Studies und Kulturwissenschaften*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 9 (2003) Nr: 12, 31-47. DOI: https://doi.org/10.25595/1790.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Dorothee Kimmich

Kultur statt Frauen? Zum Verhältnis von *Gender Studies* und Kulturwissenschaften

Mit dem Titel „Kultur statt Frauen?“ ist angedeutet, dass die Verbindung von Kulturwissenschaften und Feminismus nicht ohne Tücken ist. Mit dem Fragezeichen habe ich mir aber offen gelassen, in dieser Verbindung auch eine Chance zu sehen. Schließlich können wir im Moment nur Prognosen abgeben, was die weitere Entwicklung angeht.

Zunächst soll – so weit das heute möglich ist – geklärt werden, was man unter Kulturwissenschaft versteht. Dabei ist die Frage ‚Was ist Kulturwissenschaft oder was sind Kulturwissenschaften?‘ eine – im Sinne von Richard Rorty – unsinnige Frage: Man erhält immer nur ein mehr oder weniger vollständiges Bild dessen, was zu einem *bestimmten historischen Zeitpunkt* unter bestimmten institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen über ‚Kulturwissenschaften‘ – oder ein beliebig anderes Thema – gedacht, gesagt und geschrieben wird.[1] Eine verbindliche Definition allgemein gültiger Standards ist nicht möglich, da es sie im Moment nicht gibt.

Ich werde hier also nicht versuchen, eine weitere Definition hinzuzufügen, sondern vielmehr die Diskussion über die Aufgabe und Bedeutung der kulturwissenschaftlichen Praxis in der augenblicklichen Situation grob nachzuzeichnen. Dabei gilt es aber auch zu formulieren, was daran interessant, bedenklich, schwierig und begrüßenswert erscheint.

Anschließend werde ich anhand einiger Beispiele ‚Klassikerinnen‘ des Feminismus und der *Gender*-Forschung diskutieren, in welchem Verhältnis sich diese Arbeiten zu einer im Entstehen begriffenen Kulturwissenschaft situieren ließen, inwiefern sie Teil einer Bewegung hin zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen waren, wo die *Gender*-Forschung von kulturwissenschaftlichen Fragestellungen profitiert hat und umgekehrt. Schließlich wird auch zu fragen sein, ob der neue ‚Trend zur Kultur‘, der ‚Cultural Turn‘, die Frauen überrollt, sie sozusagen eingemeindet hat oder aber die hier gemeinte Kultur schon eine ist, die zu einem nicht geringen Anteil von Frauen mitbestimmt und gestaltet ist.

I. *Cultural Studies*

Kulturwissenschaft ist nicht dasselbe wie Kulturwissenschaften und – so wird häufig betont – auch wiederum nicht dasselbe, wie *Cultural Studies* oder anders formuliert: Die Tradition, in die sich *Cultural Studies* stellen, ist eine andere als die der Kulturwissenschaften bzw. der Kulturwissenschaft.

Kulturwissenschaft im Singular (a) wird in einem von Renate Glaser und Matthias Luserke herausgegebenen Band[2] im Vorwort kurz und bündig als Nachfolgerin der stark angeschlagenen und nicht selten diskreditierten Volkskunde bezeichnet. Im Sinne der im Tübinger Ludwig Uhland-Institut für ‚Empirische Kulturwissenschaften' betriebenen Erforschung von Alltagskultur der Moderne soll Kulturwissenschaft eine Art Ergänzung zu dem sein, was an kultureller Praxis bereits durch die kanonischen Fächer der Literatur- und Kunstwissenschaften abgedeckt ist. Empirische Kulturwissenschaft versteht sich dabei als ein Art Ethnologie der eigenen Welt, die eine Lücke zwischen verschiedenen Fächern schließen möchte, ohne dabei deren Autorität und Legitimation zu leugnen.[3] Diese friedliche Koexistenz hat sich in den letzten Jahren in eine mitunter heftig geführte Auseinandersetzung verwandelt.

Das hat verschiedene Gründe. Zum einen ist hier eine seit Jahrzehnten schwelende Krise der Geisteswissenschaften, insbesondere der Germanistik, zu nennen. Der Verfall des Objektbereichs, d.h. das Verschwinden des Kanons, steht dabei vielleicht an erster Stelle. Dabei handelt es sich nicht nur um eine Erosion des alten Kanons und um seine allmähliche Umstrukturierung, vielmehr ist zu konstatieren, dass es einen Kanon im gewohnten Sinne nie mehr geben wird.[4] Ohne Bildungsbürgertum keine Bildung, ohne Bildung keine Fächer, die solche Inhalte lehren. Daher verwundert es auch kaum, dass nur ungefähr 3% der Magisterabsolventen geisteswissenschaftlicher Fächer auf einem im engeren Sinne geisteswissenschaftlichen Feld Arbeit finden.[5] Die Fächer geraten unter Rechtfertigungsdruck gegenüber dem Effizienzdenken politischer und wirtschaftlicher Institutionen.

Hier sind neue Konzepte also nicht mehr nur als Ergänzung der bestehenden Disziplinen gefragt. Nun geht es in den Debatten um Relevanz und Performanz von Wissen, um Berufsorientierung und Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

Ist nun also von Kulturwissenschaften (b) *im Plural* die Rede, ist dies meist ein Anzeichen dafür, dass nicht von einer Nachfolge der Volkskunde in friedlicher Ergänzung des institutionalisierten Fächerkanons die Rede ist, sondern von einer Wissenschaft, die einen breiten Bereich kulturellen Wissens zum Gegenstand hat und sich vor die Herausforderung gestellt sieht, das Feld ihrer

Betätigung, ihre Methoden und das Verhältnis zu den herkömmlichen Disziplinen immer wieder neu zu definieren.[6] Die Stärke kulturwissenschaftlicher Orientierung besteht paradoxerweise in ihren Schwächen: Die Unsicherheit dessen, was eigentlich zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden kann und mit welchen Methoden dies zu geschehen hat, zwingt zu einer dauernden Reflexion, die mehr als jemals zuvor dem Ideal selbstreflexiver Wissenschaftspraxis entspricht. Gerade dann, wenn die Vorstellungen von Kultur unsicher und vage sind – was ja bekanntlich zu vielen verschieden Zeiten der Fall war – sind Reflexionen auf diese Prozesse der Umgestaltung und Neuorientierung gefragt.

Daher ist die Affinität der Kulturwissenschaften zur Erforschung der Renaissance auch nicht erstaunlich.[7] Die Renaissance und insbesondere die Dramen Shakespeares werden als exemplarische Formen problematisch werdender Handlungsformen in einem ins Wanken geratenden Normengefüge interpretiert. Tradierte Werte und konventionelle Bedeutungszuweisungen werden infrage gestellt. Anthropologische und theologische Grundannahmen stellen sich als historisch, d.h. als konventionalistisch und relativ, heraus. Kultur hat in der Renaissance zum ersten Mal einen Plural. Literatur lässt sich in diesem Zeitraum als eine Form der Verständigung über diese Prozesse und ihre Folgen lesen. In analoger Weise wird diese Praxis auf moderne Literatur und Kultur übertragen.

Renaissanceforschung als Form der Selbstverständigung über bewegte Zeiten ist natürlich wiederum keine Erfindung des ausgehenden 20. Jahrhunderts und auch keine von Stephen Greenblatt oder Lawrence Grossberg, sondern selbst schon wieder etwas wie eine Renaissance. Die Kulturwissenschaften werden daher, je mehr sie sich mit der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigen, dort auch immer mehr Ahnen ihrer eigenen Ideen finden.[8] Einer davon ist bereits identifiziert und offiziell inthronisiert: Jakob Burckhardt. Seine ‚Renaissance' ist in weiten Bereichen der Versuch, die eigene Zeit im Spiegel der Vergangenheit zu begreifen, d.h. Unübersichtlichkeit als eine Phase des geordneten Durcheinanders, als ein produktives Chaos zu sehen. Renaissancen sind Momente einer hohen Dichte von gleichzeitigen Ungleichzeitigkeiten. Wenn in solchen Zeiten von Kultur gesprochen werden kann, dann nur, wenn man sich über den konstruktivistischen Charakter einer solchen Aussage im Klaren ist. Dies gilt in analoger Weise für die heutige Situation. Die ‚Kultur' der Kulturwissenschaften ist also zunächst das, was sie selbst dazu erklären. Mag dies im ersten Moment nach postmoderner Beliebigkeit im Sinne des berühmten „anything goes" klingen, gilt es aber doch daran zu erinnern, dass eine solche pragmatische Definition von Kultur zugleich einen eminent politischen

Charakter haben kann. Dies zeigen besonders deutlich die angelsächsischen *Cultural Studies*.

Cultural Studies (c) im Sinne der angelsächsischen Tradition zeichnen sich nämlich – weit mehr noch als das in der deutschen Tradition der Kulturwissenschaften der Fall ist – durch das aus, *wogegen* sie sich dezidiert wenden:[9] die Geisteswissenschaften im traditionellen Sinne einer untergegangenen Bürgergesellschaft. Sie bestimmen sich durch spezifische Grenzüberschreitungen, die nicht nur den Kanon der *Objekte* betrifft. Insbesondere die britische Tradition der *Cultural Studies*, die mit CCCS (Center for Contemporary Cutural Studies) in Birmingham verbunden ist,[10] bestreitet auch die Objektivität der Wissenschaft selbst. Die ‚Culture', die hier gemeint ist, versteht sich in verschiedener Hinsicht als ‚Subculture':

> „Wenn Popkultur der unmittelbare Ausdruck der Sehnsüchte und Träume einer Gesellschaft ist und nicht ein weiterer Versuch, eine ‚wünschenswerte' Kultur von oben aufzudrängen [...], dann bilden die *Cultural Studies* die dieser Kulturform entsprechende Analyse."[11]

Mit dem von Lawrence Grossberg, Cary Nelson und Paula Treichler herausgegebenen Band *Cultural Studies* von 1992 sind die *Cultural Studies* gewissermaßen offiziell in Amerika angekommen. Der fast 800 Seiten starke Band gilt mittlerweile als die ‚Bibel' der *Cultural Studies*, und das von den Herausgebern verfasste Vorwort wird überall zitiert, wo es um die Definition der *Cultural Studies* bzw. um die Unmöglichkeit einer Definition geht.

Cultural Studies, so Grossberg, Nelson und Treichler, sind nicht nur interdisziplinär, sondern geradezu antidisziplinär. Aber es fehlt ihnen nicht nur an einer disziplinären Identität, sondern auch einem gemeinsamen, fest umrissenen Forschungsgegenstand – sei er auch noch so umfassend – und schließlich gibt es nicht einmal eine bestimmte Methode, die als charakteristisch oder verbindlich gelten könnte. „Cultural studies", so erfährt man, „is commited to the study of the entire range of a society's arts, beliefs, institutions, and communicative practices".[12] Eine Definition, die fast keine mehr ist. *Cultural Studies* entwickeln ein besonderes Interesse für die Machtstrukturen, die diesen kommunikativen Praktiken zu Grunde liegen. Sie profitieren dabei stark von einer Vorstellung der Ethnologie der eigenen Kultur im Sinne sozialer Anthropologie oder einer Interpretation der symbolischen Formen. Die Namen, die in diesem Zusammenhang fallen, sind Michel Foucault, Ernst Cassirer und Clifford Geertz, Roland Barthes und – seltener – Hans Blumenberg. *Cultural Studies* huldigen oft einer sehr diffusen Vorstellung von ‚Kultur als Text'. Es ist von der Textvermitteltheit der Kulturen und den kulturellen Implikationen

literarischer Texte die Rede oder in der berühmten Formulierung von Louis Montrose von der „Textuality of History" und der „Historicity of Texts".

Die Unzufriedenheit, die solche Charakterisierungen hinterlassen, sollte aber nicht zu voreiligen Schlüssen führen. Die Tatsache, dass sich *Cultural Studies* nicht eigentlich definieren lassen, hat keineswegs ihrer Attraktivität geschadet, und es ist nicht zu bestreiten, dass es kein anderes ‚label' gibt, das in den letzten 20 Jahren eine solche Karriere gemacht hat. Die Eintragungen in Bibliografien und die Treffer in verschiedenen Suchmaschinen sind überwältigend. Der institutionelle Erfolg ist erstaunlich. Das sollte zu denken geben.

Die leicht zu machende Beobachtung, dass es sich dabei um ein diffuses Konzept handelt, ist eben kein ausreichendes Argument für die Ablehnung kulturwissenschaftlicher Forschung. Vielmehr scheint gerade hierin eine Attraktivität zu liegen, die auf mangelnde Flexibilität und ernstzunehmende methodische bzw. inhaltliche Defizite der hergebrachten Fächerordnung schließen lässt.[13] Die Entstehung neuer Fächer (z.B. der Germanistik), das Verschwinden von Disziplinen (etwa der Rhetorik) oder die grundsätzliche Veränderung von Fächern (wie etwa den Geschichtswissenschaften seit der Aufklärung) ist ein in der Wissenschaftsgeschichte mittlerweile gut dokumentierter Vorgang. Es scheint sich zu empfehlen, auch die aktuellen Entwicklungen in einem breiteren historischen Rahmen zu betrachten. Die neue Disziplin muss den verschiedenen Entwicklungen in den Medien, auf dem Arbeitsmarkt und in der Bildungslandschaft ebenso Rechnung tragen wie der wissenschaftsinternen Logik von Innovation und Tradition. Es ist nicht zu erwarten, dass sich hier ohne längere Erprobungs- und Kritikphasen relevante Ergebnisse erzielen oder stabile Orientierungen herstellen lassen.

Der Prozess, in dem geklärt werden wird, was Kulturwissenschaften sind, zu welchem Zweck sie studiert werden können und welche Forschungsergebnisse zu erwarten sind, ist nicht abgeschlossen. Die Frage, wie ein sinnvoller Studiengang ‚Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft' aussehen kann, wird nicht leicht zu beantworten sein. Die Integration der Medienwissenschaften und der gleichzeitige Umbau der Literaturwissenschaft im Hinblick auf einen Anschluss an Kulturwissenschaften wird erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Dieter Harth spricht von einem „experimentellen Zustand" und beobachtet ein „geordnetes Durcheinander" in den Literaturwissenschaften. Das klingt produktiv und zuversichtlich. Ob es den Kulturwissenschaften gelingen wird, in Forschung und Lehre ein dauerhaft attraktives Profil zu entwickeln, bleibt abzuwarten.

II. *Gender Studies*

Gender Studies bezeichnet ein Forschungsfeld, das nach allgemeiner Meinung den alten Feminismus abgelöst hat und im Moment üblich ist, wenn man umschreiben will, dass es hier um Frauen (und Männer) gehen soll.[14] *Gender Studies* und *Cultural Studies* haben Affinitäten, auf die ich später eingehen werde. Zunächst werde ich auf einige andere ‚und'-Verbindungen hinweisen, die die feministische Forschung im Laufe ihrer neueren Geschichte eingegangen ist und ausführen, welche Folgen diese Verbindungen für die feministische Theorie hatten.

a) Als einen der Klassiker der feministischen Literatur kann man sicherlich Simone de Beauvoirs *Le deuxieme sexe / Das andere Geschlecht* bezeichnen.[15] Das Werk ist 1949 auf Französisch und bereits 1951 auf Deutsch erschienen. „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es": Dies ist wohl der meist zitierte Satz aus Beauvoirs Buch und Judith Butler wählt ihn als Motto für das erste Kapitel ihres Buches *Gender trouble*[16].

Beauvoir ist eine der prominentesten Vertreterinnen der Gleichheitsthese, also der Behauptung, dass Frauen und Männer bis auf einen irrelevanten biologischen Aspekt gleich seien bzw. gleich sein könnten oder sogar eigentlich: gleich sein sollten. Simone Beauvoir versteht das Anderssein von Frauen als eine Folge kultureller und psychologischer Entwicklungen. Aus diesem Grund untersucht sie sowohl die Bedingungen weiblicher Existenz in verschiedenen historischen Zeiten als auch die Umstände der individuellen Entwicklung von Mädchen in der europäischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Zudem interpretiert sie eine Anzahl von bedeutenden Mythen aus verschiedenen Kulturkreisen, die als kulturelle Dispositionen für Geschlechterentwürfe gelten können. Der erste Teil des Buches heißt daher auch „Fakten und Mythen", der zweite Teil ist der „gelebten Erfahrung" gewidmet. Ihre These, Frausein sei keine Wesenheit, sondern eine kulturelle Formation, erlaubt ihr die Aufforderung an die Frauen, sich selbst zu befreien und zu ‚erschaffen'. Dabei unterschätzt Beauvoir die Macht diskursiver Prägungen. Sie folgt dem Bild, das die existenzialistische Philosophie von der Freiheit des Menschen entwirft. Grundlage ihrer Argumentation ist die Existenzphilosophie von Jean Paul Sartre, der menschliche Existenz als die Realisierung der immer schon vorhandenen Freiheit sieht. Paradoxe Folge der Argumentation ist bei Beauvoir, dass die Geschichte der Versklavung der Frauen so zugleich auch eine Geschichte ihrer unendlichen Selbstverfehlung ist und somit geradezu bestätigt, was kritisiert werden sollte, nämlich, dass Frauen nicht in der Lage sind, ihre Humanitas zu realisieren.

Trotz der beeindruckenden Leistung von Simone de Beauvoir, die in vieler Hinsicht heute unterschätzt wird, bleibt also ein unangenehmer Eindruck. Die existenzialphilosophische Anthropologie setzt das voraus, was es für Frauen nicht zu geben scheint: gesellschaftliche Selbstbestimmung und Identität im Entwurf. Obwohl Beauvoir alle wichtigen Themen des Feminismus im 20. Jahrhunderts anspricht und zum Teil präzise formuliert, d.h. Mythengeschichte, Psychologie, Geschichte und Sprachphilosophie als zukünftige Forschungsfelder ausweitet, stellt ihre Subjekttheorie ein nicht lösbares Argumentationsproblem dar. Sie geht von einem historischen bzw. individuellen Subjekt aus, das erst konstituiert werden soll. Die Ergebnisse ihrer Forschungen sind eine Infragestellung der Grundannahmen des Existenzialismus, werden aber als solche nicht ausgewiesen. Feminismus *und* Existenzialismus können in dieser Kombination nicht zusammengehen, die Annahme einer existenzialphilosophischen Anthropologie bleibt im Werk unhinterfragt, sie ist der blinde Fleck der Argumentation. In Wirklichkeit, so wurde Beauvoir vorgeworfen, spricht hier der Mann und nicht die Frau.

b) Wie aber – so muss die Frage einer neuen Frauenphilosophie lauten – kann die Frau sprechen, wenn sie es denn überhaupt kann? Diese Frage hat eine ganze in sich wieder sehr heterogene Richtung der Frauenforschung geprägt. Sie ist von denjenigen gestellt worden, die sich in der Nachfolge Freuds und Lacans befanden. Sie ist von den Dekonstruktivistinnen gestellt worden und sie wurde auch von Schriftstellerinnen und Dichterinnen gestellt: Luce Irygaray, Julia Kristeva, Nancy Fraser, Barbara Vinken, Helene Cixous, Toril Moi, Gayatri Spivak, Barbara Johnson, Shoshana Felman, Naomi Schor, aber auch Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek. Die Antworten waren so unterschiedlich und es waren auch so viele, dass ich im Einzelnen darauf hier nicht eingehen kann. Ich werde Julia Kristevas *Revolution der poetischen Sprache* von 1974 heranziehen und habe mich damit für ein sehr frühes Beispiel entschieden, das allerdings einen großen Einfluss hatte.[17]

Kristeva beruft sich in ihren Ausführungen auf die entwicklungspsychologischen Grundsätze von Jacques Lacan und den Dekonstruktivismus von Jacques Derrida. Sehr schematisch zusammengefasst lässt sich sagen, dass Kristeva sich für eine bestimme Aussageform oder eine bestimmte Textschicht interessiert, die sie den Genotext oder auch – etwas missverständlich – das Semiotische nennt. Als Gegenbegriff wird das Symbolische bzw. der Phänotext eingeführt. Symbolisches ist das, was es auch bei Lacan ist, d.h. die Sprache der allgemeinen Kommunikation, das Gesetz des Vaters, entwicklungspsychologisch die ödipale und nachödipale Phase, die Rede des gespaltenen Subjekts. Das Semiotische, das nun eher Lacans „Imaginärem“ oder gar seinem „Realen“ entspricht, ist etwas, das dem Gesetz des Vaters vorgängig ist, das im entwick-

lungspsychologischen Stadium der Sphäre der Mutter zugeordnet ist, der bei Kristeva so genannten „Chora".

Interessant ist nun, dass Kristeva diese psychoanalytisch gefasste Sprachtheorie, in eine Literaturtheorie bzw. sogar in ein literaturgeschichtliches Modell überträgt: Nach Kristeva findet sich das Semiotische vor allem in der poetischen Sprache. Hier gehe es um den Signifikanten, den materiellen Sprachkörper, die Stimme, den Klang, den musikalischen Rhythmus. Anders als in einer symbolischen Sprache sei das Semiotische eine Welt metonymischer und metaphorischer Verknüpfungen. Ein von den Objekten getrenntes Subjekt, gar ein Subjekt, das sich in der Gestaltung dieser Objektwelt konstituiert, kann es hier nicht geben.

Die Verdrängung dieser „Sprache" in der individuellen und historischen Entwicklung – d.h. hier im Stadium des Kapitalismus – gelingt allerdings nur zu einem bestimmten Teil, da in der Kunst, insbesondere in der Kunst der Moderne, eine Art Residuum des Semiotischen zu finden ist. Es sei die Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die eine solche „Revolution" – daher der Titel des Buches – angestoßen habe, indem sie die „Repräsentation" des Semiotischen im Symbolischen betreibe. Kristeva entwirft eine Theorie der Moderne – oder besser der Avantgarde –, die mit den Namen Lautréamont, Mallarmé, Joyce, Artaud und Bataille bis zu Philippe Sollers verbunden ist. Hier verbindet sie Ästhetik und Kulturkritik, Psychoanalyse und Subjektkritik mit einem spezifischen Modell der Erkenntnis und der Sprachtheorie.

> „Le sujet du langage poétique est en quelque sorte un homme qui se fait femme mais ne veut pas l´être, et qui par ce second tournement, reprend une posture disons phallique qui le maintient dans le langage. La ‚femme' dont il s´agit ici et qu´il se sait menacé d´être, est synonyme de jouissance, c´est à dire selon la description mallarméenne d´une perte de la capacité créatrice, d´une limite de langage meme, au-delà de laquelle il n´y a que l´animalité."

Weiter heißt es: „La difference sexuelle vacille: elle est lui, lui est elle. Ce mélange produit le sacré, articulant en rythme et nombre un lieu sans langage."[18] Semiotisches hat also nur im Symbolischen seinen Raum. Umgekehrt gilt das Gleiche. Die Geschlechterdifferenz werde in den Texten von Mallarmé spielerisch eingezogen. Dies bedeutet, dass auch die Differenz zwischen Denotation und „musikalischer" Sprache ausgespielt, diejenige zwischen ödipaler und präödipaler, damit die zwischen „Mutter" und „Vater" etc. bewegt wird.

Kristeva bezieht nicht nur ihre *Beispiele* aus der Literatur der Moderne, sondern scheint ganz offensichtlich auch an ein theoretisches *Modell* anzuknüpfen, das in der Moderne in den unterschiedlichsten Varianten von den un-

terschiedlichsten Autoren diskutiert wurde. Dabei handelt es sich nicht immer in erster Linie um Geschlechtertheorien, sondern vielmehr um Kunst-, Wahrnehmungs- und Sprachtheorien.[19] Die Sprachkritik von Hugo von Hofmannsthals berühmtem Brief des Lord Chandos, Rilkes *Malte Laurids Brigge*, Musils „Anderer Zustand", die *écriture automatique* der Surréalisten und auch Walter Benjamins Konzept der Ähnlichkeit oder der Plötzlichkeit von Wahrnehmung weisen darauf hin, dass Kristevas Sprach- und Literaturtheorie an einen Diskurs anschließen, der es nahe legt, ihre Unterscheidung von Semiotisch und Symbolisch, d.h. auch die „femme" und den „homme" im Rahmen einer metaphorologisch orientierten Kulturwissenschaft zu untersuchen.

Diese zunächst sehr eindrucksvolle sprachphilosophische Herleitung einer Differenzthese bringt allerdings eine ganze Anzahl von Problemen mit sich. Die Identifikation weiblichen Sprechens mit einer nicht logozentrischen Rede findet sich im Rahmen einer das ganze 20. Jahrhundert dominierenden Kultur-, Rationalitäts- und Subjektkritik. In einer geradezu fatalen Weise gleichen dabei die Zuschreibungen, die das weibliche Sprechen erfährt, den Mythen, die immer schon über das Weibliche kursierten. Die metaphorische Komponente der Verwendung von „femme" bei Kristeva wurde daher oft nicht ausreichend berücksichtigt. Frauen finden sich dann dort wieder, wo nicht rational, wo nicht instrumentell kommuniziert wird, Frauen haben keinen Diskurs der reinen Performanz, d.h., sie haben keine diskursive Autorität. Frauen sind auch hier wieder das Andere der Vernunft – und es hilft dann gar nichts, wenn diese Vernunft kritisiert wird – sie sind wie zu Freuds Zeiten wieder auf Seiten des Dunklen, des Unheimlichen, Mythischen und besonders auch des mystischen Sprechens. Frauensprache ist Körpersprache. Frauen sind Hysterikerinnen. Das bleibt unbefriedigend.

c) Es bleibt zu fragen, ob die *Gender Studies* hier ein neues Angebot machen können. *Gender Studies* sind nicht zuletzt der Protest von Frauen gegen Frauen: Die Theorie der *Ecriture feminine* und der amerikanische feministische Dekonstruktivismus, wurden angegriffen, weil viele Frauen sich dort nicht repräsentiert sahen. Camille Paglia gehört ebenso zu ihnen wie schwarze Autorinnen, die gegen eine weiße akademische Dominanz des Frauendiskurses protestierten. Der Fehler war offenbar diesmal, dass der reine ahistorische Textualismus der Dekonstruktivistinnen die institutionellen und sozialen Bedingungen der Frauenfrage – und dies heißt auch theoretisch – aus den Augen verloren hatte. Mit den *Gender Studies* bot sich eine neue Sichtweise an, die dezidiert den historischen Arbeiten Foucaults folgend die diskursive Macht historischer Dispositive ins Auge fasst und zwar mit den von den *Cultural Studies* ausgerufenen Leitthemen ‚Race, Gender, Class'.

In gewisser Weise konnten die *Gender Studies* an die Dekonstruktion weiblicher Identität allerdings anknüpfen, indem die Suche nach einer ursprünglichen weiblichen Identität, die es wieder herzustellen gelte, erst gar nicht in die Diskussion geriet. Die Kategorie ‚Gender' wurde in Absetzung von einem irgendwie ontologisch, biologisch bestimmbaren oder psychoanalytisch identifizierten ‚Sex' eingeführt.[20] *Gender* ist die historisch variable Form des so genannten sozialen Geschlechts. Die *Gender*-Forschung ist – wie alle neueren Theorien – strukturalistischen bzw. poststrukturalistischen Ansätzen verpflichtet und geht daher von theoretischen Differenzparadigmen aus. *Gender*-Forschung ist daher notwendigerweise immer die Erforschung von Männern und Frauen *zugleich*.[21] *Gender*-Forschung hat sich zudem die Grundlagen der Kultursemiotik und der Foucaultschen Machtphilosophie zu Eigen gemacht und hält daher Dualismen immer für implizit oder explizit hierarchisch. Zudem ist für sie – wie für Foucault – Macht nicht nur dort zu finden, wo Verbote, Einschränkungen und Begrenzung herrschen, sondern auch dort, wo eine positive Gestaltungsmacht am Werk zu sein scheint.

Gender Studies bleiben also dabei, die Differenz zwischen den Geschlechtern in einem *ontologischen* oder *biologischen* Sinne einzuziehen, zu streichen. Dies bedeutet aber nicht, dass das Weibliche jenseits aller Differenzen nur als Differenz selbst zu denken ist; und es bedeutet natürlich auch nicht, dass keine Differenzen mehr zu konstatieren wären. Allerdings werden diese nun als Formen kultureller Symbolisierung verstanden, als solche untersucht und kritisiert. Geschlechterrollen gelten als *institutionalisierte* Verkleidungen, als Travestien, die man allerdings nicht beliebig verändern kann. Jede solche Veränderung ist immer zugleich ein Akt der Subversion.

Das besondere Interesse gilt daher Geschlechterrollen im Kulturvergleich und in historischer Perspektive. Ethnologische Untersuchungen und besonders Studien zur Epochenschwelle um 1800 sind besonders zahlreich, da hier der diskursive Charakter der naturalistisch begründeten Geschlechterdifferenz besonders deutlich wird. Besondere Formen der Geschlechterperformanz wie Transsexualität[22] und Transvestismus[23] werden nun zu wichtigen Themen. Das so genannte Cross-dressing wurde genau untersucht, die Rollenverteilung bei gleichgeschlechtlichen Paaren etc. Diese Untersuchungen wurden unternommen mit dem dezidierten Erkenntnisinteresse, das kritische Potenzial der *Gender These* zu beleuchten, d.h. zu belegen, dass der Geschlechter-Konstruktivismus ein spezifisches emanzipatorisches Potenzial enthält.

Gender Studies scheinen also verschiedene Voraussetzungen mit den Kulturwissenschaften zu teilen. Die theoretischen Grundlagen überschneiden sich. Neben der historischen Diskursananlyse spielen auch Momente der

dekonstruktivistischen Sprachtheorie eine Rolle. In der Frage nach den symbolischen Formen von Kultur treffen sich die *Gender Studies* mit den Kulturwissenschaften und den *Cultural Studies*. Der Kulturbegriff der Kulturwissenschaften umfasst immer auch schon die Geschlechterperformanz und zugleich ist nun die Erforschung der Geschlechterfrage eine Untersuchung kultureller Symbolisation geworden. *Cultural Studies* sind ohne Geschlechterforschung nicht denkbar, weil der hier verwendete Kulturbegriff durch die Genderperformanz in erheblichem Maße mitbestimmt wird. *Gender Studies* wiederum sind per se immer schon Kulturwissenschaften, weil sie eine spezifische Form kultureller Symbolisierung untersuchen. Das ‚und' zwischen *Cultural studies* und *Gender Studies* hat also eine andere Qualität als das zwischen Existenzialismus *und* Feminismus oder Dekonstruktion *und* Feminismus. Hier geht es nicht um mehr oder weniger gelungene Adaptionen einer Theorie, die ursprünglich nur das männliche Subjekt im Auge hatte. Die Verbindung von *Cultural Studies* und *Gender Studies*, wie sie sich nun in vielen Studiengängen, aber auch in Zeitschriften, Kongressen etc., abzeichnet, scheint tatsächlich eine neue Perspektive der Forschung und Lehre zu bieten, die weder eine nachträgliche Adaption nötig macht, noch einen separaten Raum innerhalb einzelner Disziplinen erfordert.

Ein besonders erfolgreiches Beispiel für die *Gender*-Forschung der letzten Jahre stellt Judith Butlers Werk *Das Unbehagen der Geschlechter* dar. Sie vertritt einen radikalen Konstruktivismus, der mit einer Begründung von ‚Sex' und ‚Gender' durch irgendwelche ontologischen Argumente endgültig abrechnet. Butler wendet sich gegen ein überkommenes Bild von verschütteten Ursprüngen einer irgendwie wahren weiblichen Geschlechtsidentität. Sie besteht darauf, dass Geschlechtsidentität eine kulturelle Konstruktion ist, die nicht aus dem biologischen Geschlecht abgeleitet werden kann.[24] Geschlechtsidentität ist also der Effekt gesellschaftlicher Handlungen oder historischer Diskurse. Ein solcher Effekt, dies formuliert sie im Sinne Foucaults, kennt keinen Agenten, keinen Täter, der hinter dem Tun stehen könnte. Die Kategorie ‚Frau' so Butler, ist selbst ein prozessualer Begriff, ein Prozess der immer offen bleibt für Eingriffe und Bedeutungen.[25]

Diese Argumentation zu teilen, scheint heute nicht mehr problematisch. Nicht nur die französische Tradition des Poststrukturalismus, die einschlägige Nietzsche-Rezeption und die Diskurstheorie Foucaults haben solche Einsichten verbreitet. Schließlich vertreten auch die angelsächsischen Pragmatisten in der Tradition von Dewey und James keine andere Position. Butlers Werk ist ein Beispiel für gelungene kulturwissenschaftlich orientierte Geschlechterforschung. Die Sonderstellung, die es durch die außergewöhnlich intensive Rezeption in Deutschland bekam, ist erstaunlich und wohl unter anderem einer

mangelnden internationalen Verflechtung der bundesdeutschen Diskussion zu verdanken.

Zweifellos hat allerdings die Rezeption ihres Werkes dafür gesorgt, den schon lange latenten Konstruktivismus durchzusetzen. Unbefriedigend bleibt allerdings die Konsequenz aus diesen Thesen. Sie konstatiert, dass es keine Ontologie der Geschlechteridentität gebe, auf der sich Politik aufbauen ließe. Die Antwort, dass das Verhalten von Frauen aber nun in erster Linie eine Subversion der verdinglichten Geschlechteridentität sein solle, scheint wenig schlüssig. Die Übertragung des Konzepts von ‚Subversion' aus dem Bereich der Sprachtheorie in das der gesellschaftlichen Praxis ist auch hier mit einem Verlust an Komplexität und Esprit bezahlt.

Die Probleme, die sich in den Ansätzen von Simone de Beauvoir und Julia Kristeva gezeigt hatten, sind durch die Theoriebildung, wie sie die Kulturwissenschaften heute anbieten, vermeidbar geworden. Die Frage nach der politischen Dimension der Theorie, die alle drei verschiedenen Ansätze verbindet, hat auch in der kulturwissenschaftlich verankerten *Gender*-Forschung noch keine befriedigende Antwort gefunden.

Anmerkungen

1 Vgl. Richard Rorty zur Frauenfrage: ders.: *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt 2000, darin: „Feminismus und Pragmatismus", S.292-328.

2 Zu den einzelnen Themen werden hier nur sehr wenige Werke zitiert. Weitere Angaben finden sich jeweils in den Sammelbänden und Einführungen. Die Literatur zu beiden hier angeschnittenen Themen ist unübersehbar und kann auch nicht annähernd angemessen referiert werden. Renate Glaser: Matthias Luserke, *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft, Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996.

3 Auch Friedrich Kittler wählt in seinem Band *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000, den Singular. Die von ihm interpretierten Beispiele zeigen, dass es sich um eine konventionelle Reihung von Kulturphilsosophien aus unterschiedlichen Disziplinen handelt. Von Vico über Hegel bis Nietzsche und Heidegger gibt er einen Überblick über verschiedene Konzeptionen von ‚Kultur' und deren Beschreibung bzw. Erforschung. Für den deutschen Kontext ist die ausführliche Berücksichtigung des französischen Historikers und Geographen Volney interessant, da er eine meist vernachlässigte Traditionslinie der Kulturwissenschaften, d.h. die sog. „Idéologues" zu Beginn des 19. Jahrhunderts, repräsentiert.

4 Vgl. zur Diskussion über den Gegenstand der Literaturwissenschaften: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, die Bde. 42 und 43 (1998 und 1999) mit Beiträgen u.a. von Heinz Schlaffer, Hartmut Böhme, Wilfried Barner, Jörg Schönert.

5 Dietrich Harth: *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften*, Dresden/München 1998, S. 51.

6 Johannes Anderegg, Edith Anna Kunz (Hrsg): *Kulturwissenschaften: Positionen und Perspektiven*, Bielefeld 1999; Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller: *Orientierung Kulturwissenschaft: Was sie kann, was sie will*, Hamburg 2000.

7 Jonathan Dollimore (Hrsg.): *Political Shakespeare: New Essays in Cultural Materialism*, Manchester 1985; Jean E. Howard: *Shakespeare Reproduced: The Text in History and Ideology*, New York 1987; Lisa Jardine: *Reading Shakespeare Historically*, London 1996; Stephen Greenblatt: *Shakespearian Negociations*, Berkeley 1998; Anselm Haverkamp: *Hamlet. Hypothek der Macht*, Berlin 2001.

8 Vgl. dazu etwa Friedrich Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.

9 Cary Nelson, Paula A. Treichler, Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Cultural studies: An Introduction*, New York 1987; Chris Barker: *Cultural studies: Theory and Practice*, London 2000; Rolf Lindner: *Die Stunde der cultural studies*, Wien 2000; Lawrence Grossberg: *What´s going on? Cultural Studies und Popularkultur*, Wien 2000; Roger Bromley, Udo Göttlich (Hrsg.): *Cultural studies. Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg 1999; Jessica Munns: *A Cultural Studies Reader:*

History, Theory, Practice, London 1998; Dirk Hartmann, Peter Janich (Hrsg.): *Die kulturalistische Wende*, Frankfurt/Main 1998; Jürgen Kramer: *British Cultural Studies*, München 1997;

10 Das Center for Contemporary Cultural Studies (CCCS) wurde 1964 gegründet. Erster Direktor war Richard Hoggart, 1971 folgte ihm Stuart Hall, die 1958 erschienene Arbeit *Culture and Society* und *The Long Revolution* (1961) von Raymond Williams und Richard Hoggarts *The Uses of Literacy* werden im allgemeinen als der Beginn der *Cultural Studies* bezeichnet. In den 70er und 80er Jahren folgten Arbeiten zu verschiedenen Komplexen wie Jugend und Subkultur, Medientheorie und Rezeptionsstudien, 1978 wird eine Women´s Studies group gegründet, in den 80er Jahren wird AIDS zu einem wichtigen Thema.

11 Rolf Lindner: *Die Stunde der Cultural Studies*, Wien 2000, S.59.

12 Cary Nelson, Paula Treichler, Lawrence Grossberg: *Cultural Studies: An Introduction*, New York 1987, S. 4.

13 Möglicherweise handelt es sich hier auch um die Frage, wie man sich grundsätzlich zu akademischen ‚Moden' verhalten möchte: Ich erinnere dabei an eine Debatte, die vor einigen Jahren im Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft geführt wurde. Neben einer Anzahl von durchaus bedenkenswerten Argumenten für die Erhaltung einer traditionellen Germanistik, findet sich dort ein *Plädoyer für Moden*. Moden haben etwas mit ihrer Zeit zu tun, sie sind nicht beliebig. Roland Barthes betont die semiotische Qualität von Moden. Dies lässt sich auch auf intellektuelle Moden übertragen. (Vgl. Walter Erhart: „Plädoyer für Moden", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), S. 415-422) Die *Cultural Studies* bieten eine Haltung zur eigenen Kultur, die *selbst* im Moment modisch sein mag, aber den Vorteil hat, auf die schnelle Zirkulation von Moden reagieren zu können: Sie sind nicht nur eine Mode, sie haben auch noch etwas dazu zu sagen.

14 Christina von Braun, Inge Stephan (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000 enthält im Anhang neben einer ausführlichen Bibliografie auch ein Verzeichnis von Institutionen und Internetadressen für den Bereich *Gender*-Forschung. In der Bibliografie werden auch Titel aufgeführt, die nicht in dem engeren hier verwendeten Sinne der *Gender*-Forschung zuzurechnen sind.

15 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1986.

16 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1998.

17 Julia Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/Main 1978; franz.: *La révolution du langage poétique*, Paris 1974.

18 Die deutsche Ausgabe enthält diese Textpassagen nicht. „Das Subjekt der poetischen Sprache ist in gewisser Hinsicht ein Mann, der sich zur Frau macht, ohne es sein zu wollen. Durch diese zweite Drehung bekommt er eine phallische Position, die er in der Sprache aufrecht erhält. Die ‚Frau', um die es sich hier handelt und von der

er sich bedroht fühlt, ist das Synonym für Genießen, und das bedeutet – nach der Definition von Mallarmé – das Synonym für den Verlust kreativer Kraft, für die Grenze der Sprache überhaupt, jenseits derer es nur noch Unmenschliches gibt [...] Die Differenz zwischen den Geschlechtern steht nicht still: Sie ist er, er ist sie. Diese Vermischung läßt Heiliges entstehen, da sie in Rhythmus und Dauer einen Ort ohne Sprache anspricht." (Julia Kristeva: *La révolution du langage poétique,* S. 604ff.).

19 Weibliches Sprechen, so wäre etwa mit Barbara Vinken zu formulieren, ist dann vor allem eine „Möglichkeit, die Ordnung der Dinge zu unterminieren". Weiblichkeit ist eine negative Potenz, eine Figur der Entstellung, eine Funktion, die Identität durchkreuzt. Weiblichkeit bzw. weibliches Lesen ist gewissermaßen die Dekonstruktion per se oder auch Weiblichkeit „ist" Differenz. (Barbara Vinken (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt/ Main 1992, S. 19.

20 Vgl. etwa Elaine Showalter: *Speaking of Gender,* New York 1989; Joan W. Scott: *Gender and the Politics of History*, New York 1988.

21 Daher auch die Etablierung der Men-Studies, vgl. Britta Herrmann/Walter Erhart: *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart 1997.

22 Gesa Lindemann: *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt 1993.

23 Majorie Garber: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*, Frankfurt 1993; Sandra M. Gilbert, Susan Gubar: *Reinventing Gender*, New Haven /London 1989.

24 Vgl. dazu kritisch Slavoij Zizek: *Sehr innig und nicht zu rasch*: Zwei Essays über sexuelle Differenz als philosophische Kategorie, Wien 1999.

25 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1991, S. 60.

Literatur

Anderegg, Johannes, Kunz, Edith Anna (Hrsg): *Kulturwissenschaften: Positionen und Perspektiven*, Bielefeld 1999.

Barker, Chris: *Cultural studies: Theory and Practice*, London 2000.

Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1986.

Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/ Müller, Lothar: *Orientierung Kulturwissenschaft: Was sie kann, was sie will*, Hamburg 2000.

Braun, Christina von /Stephan, Inge (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000

Bromley, Roger / Göttlich, Udo (Hrsg.): *Cultural studies*. *Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg 1999.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1998.

Dollimore, Jonathan (Hrsg.): *Political Shakespeare: New Essays in Cultural Materialism*, Manchester 1985.

Erhart, Walter: „Plädoyer für Moden", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), S. 415-422.

Garber, Majorie: *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst,* Frankfurt/M. 1993.

Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan: *Reinventing Gender,* New Haven/ London 1989.

Glaser, Renate / Luserke, Matthias: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft, Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996.

Greenblatt, Stephen: *Shakespearian Negociations*, Berkeley 1998.

Grossberg, Lawrence: *What´s going on? Cultural Studies und Popularkultur*, Wien 2000.

Harth, Dietrich: *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften*, Dresden/ München 1998.

Hartmann, Dirk / Janich, Peter (Hrsg.): *Die kulturalistische Wende*, Frankfurt/M. 1998.

Haverkamp, Anselm: *Hamlet. Hypothek der Macht*, Berlin 2001.

Herrmann, Britta/Erhart, Walter: *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart 1997.

Howard, Jean E: *Shakespeare Reproduced: The Text in History and Ideology*, New York 1987.

Jardine, Lisa: *Reading Sheakespeare Historically*, London 1996.

Kittler, Friedrich: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*, München 2000.

Kramer, Jürgen: *British Cultural Studies*, München 1997.

Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt/M. 1978.

Lindemann, Gesa: *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt/M. 1993.

Lindner, Rolf: *Die Stunde der cultural studies*, Wien 2000.

Munns, Jessica: *A Cultural Studies Reader: History, Theory, Practice*, London 1998.

Nelson, Cary/Treichler, Paula A./ Grossberg, Lawrence (Hrsg.): *Cultural studies: An Introduction*, New York 1987.

Rorty, Richard: „Feminismus und Pragmatismus“, in *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt/M. 2000, S. 292-328.

Scott, Joan W.: *Gender and the Politics of History*, New York 1988.

Showalter, Elaine: *Speaking of Gender*, New York 1989.

Vinken, Barbara (Hrsg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt/M. 1992, S. 19.

Zizek, Slavoij: *Sehr innig und nicht zu rasch: Zwei Essays über sexuelle Differenz als philosophische Kategorie*, Wien 1999.